

Blätter

für Unterhaltung und Belehrung.

Verlag der Buchdruckerei E. Weidenbach in Dillenburg.

Nr. 30.

Gratis-Beilage zur Zeitung für das Pflththal.

1915.

Die Zerstörerin.

Kriminalroman von Hans Buchhold.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Anne weinte heiße Tränen. Und sie grübelte, wie sie den Weg zur Erlösung fände aus dieser Angst.

Und mit einem Male sagte eine starke Stimme in ihr: Es gibt nur einen Weg — Bekennen und Sühnen!

Sie sprang auf. Es litt sie nicht mehr auf dem Lager. Sie wollte sich fertigmachen, zum Gericht gehen. Sie suchte nach Streichhölzern.

Aber sie ließ das aufflammende Holz zur Erde fallen, die Arme sanken ihr schlaff am Leibe herunter. „Ins Buchthaus!“ Das fiel ihr plötzlich ein. Sie hörte die ehernen Tore hinter sich zuschlagen, sie dachte an alle Demütigungen, die ihrer dort warteten.

Ja, so gemein, so häßlich sah die Sühne aus!

Und selbst, wenn jene grauenvolle Zeit zu Ende ging, war sie dann frei? Wirklich frei? Blieb sie nicht unter der Aufsicht der Polizei, wohin sie auch ging?

Sie dachte an ihr Erlebnis in dem schlesischen Bergdorf. Würde ihr das nicht überall wieder begegnen?

Immer wieder würde sie lügen müssen, um einen Platz zu finden, überall würde eines Tages der Zufall ihre Lüge an den Tag bringen. Dann ging es von neuem an, die Scham, die Angst, das Suchen nach Arbeit.

Es gab ja keinen Menschen, dem sie vertrauen konnte ohne Sorge um ihre Zukunft, keine Heimat für sie, keinen Schutz, keine Liebe.

Günter!

Sie schluchzte auf. Der war ihr verloren für alle Zeit. Auch dies Schönste ihres Lebens hatte die harte Frau zerstört. Eine Buchthäuslerin! Und Günter Treffow, der glänzende Offizier! Keine Bräute führte über diese Kluft. Niemand holte sie mehr hinüber in das Land der Freude.

Durch das Fenster dämmerte der Morgen, grau und trostlos.

Däsig streifte Anne ihre Kleider über und kämmte ihr Haar. Dann sah sie auf dem Sofa, die Augen gegen den grauen Himmel gewandt.

So würde es sein, ihr Leben! So grau! In irgend einer Dachkammer würde sie sitzen, sticheln und sticheln, um den Hunger zu stillen.

Ein Tag wie der andere, eine ungezählte Reihe. Bis der letzte kam — der allerletzte!

Da schrillte die Klingel in ihre Gedanken hinein.

Sie fuhr in die Höhe. Sie hielt den Atem an. Jetzt — jetzt kam es! Eine plötzliche Angst überfiel sie, die Glieder wurden ihr steif.

Die Tür fiel wieder zu. Es war nur der Bäderjunge gewesen.

Sie trat hinter die Gardine und sah ihm nach. Wie lustig der Junge den Korb schwenkte, wie er dazu einen Walzer pfiff! Jetzt dieser Junge sein zu können! Wieviele Jahre ihres Lebens wollte sie gern hingeben, wenn sie jetzt, wie der da, Semmeln austragen und eine Walzermelodie dazu pfeifen könnte!

waren ihre Wünsche! Wie wenig verlangte sie noch vom Leben! Und mußte doch auf alles verzichten! Sie, sanft und scheu von Natur, war verdammt, in die Öffentlichkeit zu treten und mitteillosen Menschen ihre große Schuld entgegenzuschreien!

Sie schwankte. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, wenn sie nur daran dachte.

Um halb acht griff sie mechanisch nach ihrem Hut. — Es war Zeit, in das Geschäft zu gehen.

Sie trat vor den Spiegel. Sie hob schon die Arme, um den Hut zu befestigen. Auf halbem Wege sanken sie ihr herab.

Was wollte sie denn noch im Geschäft? Frau Treffow war tot — es war ja alles, alles zu Ende.

Ging da nicht wieder die große Tür zum Vorderhaus?

Wieder die würgende Angst!

Jetzt erklang ein Schritt im Hofe. Sie lief zum Fenster, starrte hinunter in den regennassen Hof.

Sie hob abwehrend die Hände — sie hatte ihn erkannt trotz seines grauen Zivilanzuges. Es konnte niemand anders gewesen sein als Günter Treffow. Und der kam zu ihr!

Ein wildes Durcheinander von Vorstellungen türmte sich um sie herum auf. Wie oft hatte sie es in Romanen gelesen, daß Menschen vor dem Tode ein Geständnis ihrer Schuld ablegten. Frau Treffow hatte ihrem Sohne alles gebeichtet! Und nun kam er, um noch Genaueres von ihr zu erfahren. — Nein, sie konnte ihm nicht entgegentreten. Sie wand sich vor Scham bei dem Gedanken, daß er nun ihr Verbrechen kannte.

Borhin war es ihr sehr schrecklich vorgekommen, einem Richter ihre Schuld zu bekennen — wie viel schrecklicher, unerträglicher war es, das ihm, dem Geliebten, zu sagen!

Jetzt schrillte die Klingel, jetzt sprach er mit Frau Stolle, jetzt führte sie ihn nebenan in die gute Stube.

„Fräulein, ein Herr ist da, der Sie sprechen will,“ sagte Frau Stolle halblaut, indem sie den Kopf durch die Türspalte steckte.

„Nein, nein.“

Frau Stolle verstand Annes Abwehr falsch. „Nu natürlich nicht hier 'rein bei's ungemachte Bett. Ich hab' ihn schon in die gute Stube geführt. Kommen Sie man!“

Da ging sie ganz mechanisch.

„Fräulein Anne!“

Sie blickte nicht auf. Zitternd war sie dicht an der Tür stehen geblieben.

Sie hörte, wie er einen Schritt näher trat. „Fräulein Anne — ich weiß 'um alles!“

Sie senkte den Kopf noch tiefer.

„Ich möchte Ihnen helfen, möchte gutmachen, was meine Mutter —“

Er stockte. Seine Stimme war heute ganz anders, so fremd, so erregt.

„Ist Ihre Mutter schon —“ Anne blickte auf. Nein, Frau Treffow konnte noch nicht tot sein. Er würde sonst anders aussehen.

„Von meiner Mutter weiß ich es nicht,“ sagte er jetzt lebhafter, als wenn er von einer Last befreit wäre, nun sie das erste Wort gesprochen. „Von Peter Holzer.“

Der Name war ihr ganz fremd. Er sah es sofort an ihrem



Graf Olga Zichy,

der einarmige Klavierspieler. (S. 120)

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.



Der Kaiser im Hauptquartier des Generalfeldmarschalls v. Radenjen. (S. 120)

Phot. Hofphotograph Berger, Potsdam.

„Peter Holzer ist mein bester Freund,“ sagte er herzlich. „Er ist der Mann, der — der Sie damals in das Atelier brachte.“

Jetzt verstand sie. Und er hatte den Mann seinen besten Freund genannt. Also lebten die beiden noch!

„Fräulein Anne, ich möchte mit Ihnen Ihre Zukunft überlegen.“

Da kam ihr alles wieder grell zum Bewußtsein. Hilless Klage! Ihre bevorstehende Verhaftung!

„Meine Zukunft?“ Sie sah ihn verständnislos an.

Seine Stimme zitterte, als er jetzt weiter sprach: „Die Furcht müssen Sie aber erst hinter sich werfen. Sie müssen die Kraft finden, die Strafe auf sich zu nehmen. Ich habe lange darüber nachgedacht. Es geht nicht anders.“

Sie nickte stumm.

„Waren Sie schon selbst auf den Gedanken gekommen?“

„Frau Treffow sagte es mir, daß Hille die Anzeige gemacht hat,“ antwortete Anne.

„Die Anzeige?“ Günter war sehr betroffen. Wie sollte dies seine Mutter ertragen! Anne konnte keine hohe Strafe bekommen, aber seine Mutter, seine stolze Mutter war die Hauptschuldige! „Wann sagte Ihnen meine Mutter das?“ fragte er rasch.

„Gestern Abend war sie bei mir.“

„Um welche Zeit?“

„Es muß sieben Uhr gewesen sein, vielleicht auch schon acht.“

Er überlegte. Später hatte er sie erst bei Peter Holzer auf der Treppe getroffen. Was wollte sie noch von Peter Holzer mit dieser Gewißheit im Herzen, dieser Zukunft vor den Augen?

Da kam auch schon Annes Antwort: „Sie wollte heute tot sein — der andere auch.“

Er glaubte wieder zu fühlen, wie ihre Kleider ihn streiften. Er hörte seiner Mutter Schritt neben sich. — Hätte er doch noch ein freundliches Wort für sie gehabt — einen Händedruck!

Er vergaß Anne. Er vergaß alles. Er trat an das Fenster, blickte auf das abgesplitterte Holz des Fensterkreuzes. Seine Hände zitterten nervös am Fensterriegel. Er sah die stille Stube Peter Holzers vor sich. Er sah die beiden Toten. Zwei Unglückliche, denen der Tod nur eine große Erlösung von dem bösen Leben sein konnte.

Seine Schultern zuckten. Er konnte nicht mehr dagegen ankämpfen, er schluchzte laut auf.

Da legte sich eine kleine, durchsichtige Hand leise auf seinen Arm. „Herr Treffow!“ Es klang lieb, ganz wie früher — nur so voll Traurigkeit. „Ich will ja gern meine Strafe tragen.“

Sie wußte nicht, wie sie ihn trösten sollte. Da sagte sie ihm das, was er vorher von ihr verlangt hatte.

Er wandte sich um.

„Anne!“ Er sah in zwei erschrockene, zaghaft blickende Kinder-Augen. „Anne!“ Er sagte es noch einmal. Und dann nahm er sie in seine Arme, facht und zärtlich, und küßte ihr die Tränen von den bleichen, schmalen Wangen. „Anne, wenn du erst alles hinter dir hast, dann bin ich da. Ich bin dann nicht mehr Offizier. Dann gehen wir weit, weit fort, wo uns kein Mensch kennt — und dann werden wir glücklich sein.“

Er sagte es fest und glaubensvoll.

Und Anne gab sich gern seinem Glauben hin. Es war ihr, als läge Sturm und Gewitter und eine nachtdunkle, schreckensvolle Schlucht hinter ihr, und nun sah sie wieder die Sonne und freundliche Häuser im Tale glänzen.

Sie sah zu ihm auf. — War es auch nicht nur ein Traum? Ein wunderschöner Traum, aus dem sie plötzlich wieder herausgerissen werden konnte?

Günter hatte eben auf den Hof gesehen. Zwei Uniformen. Jetzt kamen sie. Et drückte Annes Hand, legte ihren Kopf fest an seine Brust. „Anne, sei mein starkes Mädchen! Was nun auch kommen mag, halt es tapfer aus. Für mich! Und wenn es ganz dunkel um dich wird, denke daran — ich warte auf dich! Anne,



Monfalcone im österreichisch-italienischen Grenzgebiet. (S. 120)

Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

alles geht vorbei, das Schwerste auch!"

Die Klingel schlug laut an.

Durch Annes Körper ging ein Zittern. Aber sie raffte sich zusammen. Sie wollte ihm nur noch Freude machen. Sie reichte ihm die Hand. Sie lächelte. Die Tür ging auf.

Da stand Frau Stolle mit ängstlichem Gesicht, und mit ihr zugleich trat der Kriminalkommissar Bernhard in die Stube, hinter ihm ein Polizist.

Günter Treffow ging auf ihn zu. „Wen suchen Sie?“ fragte er.

Der Kommissar erkannte in Haltung und Auftreten sofort den Offizier. „Ich habe den Auftrag, Fräulein Anna Berger dem Untersuchungsrichter vorzuführen.“

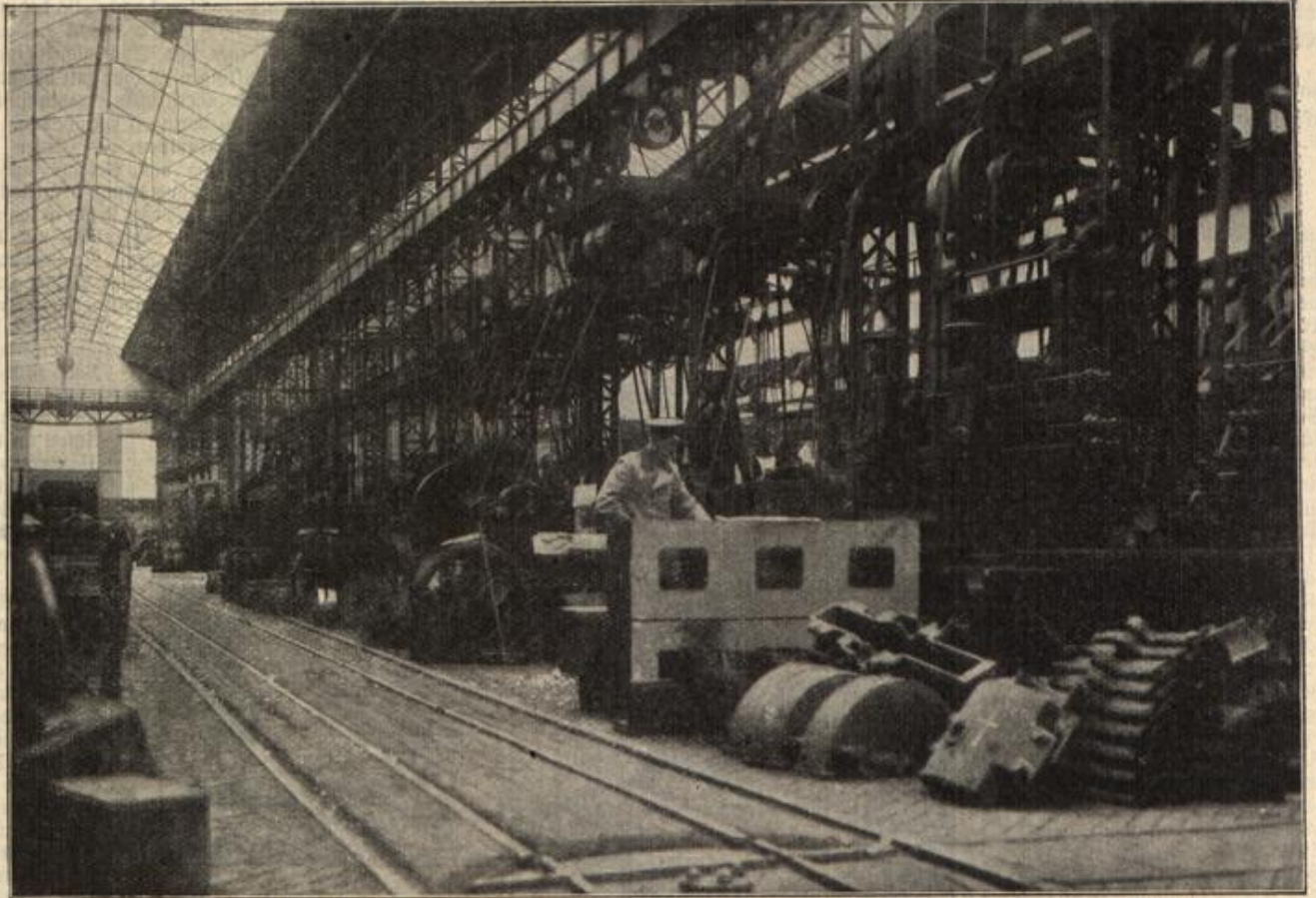
„Hier ist Fräulein Berger! Sie ist meine Braut. Mein Name ist Treffow, Herr Kommissar.“

„Ah, Herr Leutnant Treffow! Ich bitte um Verzeihung, aber ich bin —“

„Bitte, bitte! Abgesehen bin ich nicht mehr Offizier. Sie werden aber erlauben, daß ich meine Braut bis zur Tür begleite und daß ich einen Wagen besorge.“

„Sehr wohl, Herr Leutnant.“

Festem Schrittes verließ Anne an Günters Arm ihr kleines Zimmer.



Das Elektrizitätswerk von Raabeng, das die Deutschen wiederhergestellt und in Betrieb genommen haben. (S. 120)

Phot. A. Grohs, Berlin.

„Ich denke, meine Herren, daß Ihnen ebensoviel daran liegt wie mir, alles, was sich heute vor unseren Augen aufgerollt hat, zum Abschluß zu bringen. Zu dem einzig möglichen, gerechten Abschluß, den der Prozeß so, wie er nun einmal liegt, fordert.“

Die Rede des Staatsanwaltes näherte sich ihrem Ende. Mitternacht war vorüber. In dem großen Schwurgerichtssaal, der bis auf den letzten Platz gefüllt war, herrschte eine unerträgliche Hitze. Die verbrauchte Luft und die anstrengende, nun schon Stunden währende Gedankenarbeit hatten bei den Richtern und Geschworenen eine große Abspannung ausgelöst.

„Die Verbrechen liegen klar, abgegrenzt vor Ihnen. Keine

Verschleierung, keine ungelöste Frage ist geblieben. Und so bitte ich Sie denn, die Frage, ob eine vorsätzliche Mittäterschaft an der Brandstiftung vorgelegen hat, den Tatsachen entsprechend zu bejahen. Gleichzeitig möchte ich Sie aber auch auf die große Jugend und auf die bisherige Unbescholtenheit der Angeklagten aufmerksam machen und Sie bitten, ihr mildernde Umstände nicht zu versagen.“

Er setzte sich. Es ging wie ein Aufatmen durch den Saal. Aller Augen richteten sich auf Anne. Nichts in ihrem



Die von den Russen in Brand gesteckten Naphtagruben Galiziens. (S. 120)

Phot. Altophot, Wien.

Gesicht zeigte, daß sie dem Gange der langen Rede überhaupt gefolgt war. Vor sich hinblidend, saß sie zusammengefunken, ganz teilnahmslos und apathisch auf der Anklagebank.

Von dem Verteidiger erwartete man nicht mehr viel. Er hatte sich während der ganzen Verhandlung sehr zurückhaltend gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Unsere Bilder. — Graf Geza Zichy, der bekannte einarmige Klaviervirtuose, widmet sich der dankenswerten Aufgabe, durch Vorträge und Vorführung seines eigenen Beispiels unseren Kriegsinvaliden in dem Bestreben, ihre körperlichen und geistigen Kräfte für eine künftige, oft ganz neue Erwerbstätigkeit voll auszunützen, Ausdauer und Energie einzufußeln. Der wackere Künstler, jetzt ein Mann von 66 Jahren, hatte schon als Fünfzehnjähriger infolge eines Jagdunfalls den rechten Arm verloren.

Seine außerordentliche Willensstärke ermöglichte es ihm aber, sich unter Viszts Anleitung zu einem einhändigen Klaviervirtuosen auszubilden. — Der Kaiser hat längere Zeit im Hauptquartier des Generalfeldmarschalls v. Radens den gewaltigen Entscheidungsringen in Galizien beigewohnt. Er konnte sich dort persönlich von den unvergleichlichen Leistungen unserer Heere und ihrer genialen Führung überzeugen, und er hat seiner Anerkennung für die großen Verdienste des siegreichen Feldherrn um den glücklichen Verlauf der Gesamtoperationen auf dem galizischen Kriegsschauplatz dadurch Ausdruck gegeben, daß er ihn zum Generalfeldmarschall ernannte. — Das jetzt vielgenannte Monsalcone im italienisch-österreichischen Grenzgebiet, früher ein kleines Fischer- und Bauerndorf, heute ein betriebsames Industriestädtchen von etwa 14000 Einwohnern, liegt östlich von der Mündung des Jonzo in den Golf von Triest am Fuße des steil ansteigenden Karstes. Es wurde dort vor Kriegsausbruch Baumwollspinnerei und Weberei, Seidenspinnerei, Gerberei, Wein- und Obstbau getrieben. Auch befand sich dort eine bedeutende Schiffswerft und die elektrische Kraftzentrale für Triest und sein Hinterland. Obgleich sich hier die kommende Bahn in zwei zur italienischen Grenze gehende Äste gabelt, ist die strategische Bedeutung von Monsalcone gering. Der Ort wurde deshalb von der schwachen österreichisch-ungarischen Grenztruppe geräumt, als er von der See aus beschossen wurde. Das ist der in der italienischen Kriegsberichterstattung so pomphaft verkündete große „Sieg“ von Monsalcone. — Dem von uns besetzten Feindesland sowohl in landwirtschaftlicher als industrieller Hinsicht nach Möglichkeit wieder aufzuhelfen, ist das Bestreben der deutschen Verwaltung. Ein treffliches Beispiel ist die Festung Maubeuge. Wenn auch noch nicht alle Spuren, die die Kriegsjurie hinterlassen, verschwunden sind, so haben doch Handel und Gewerbe wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen. So ist unter anderem das Elektrizitätswerk, das durch die Beschädigung beträchtlich gelitten und längere Zeit stillgelegen hatte, wieder in Betrieb gesetzt worden und dient nun unter deutscher Leitung der Beleuchtung und gewerblichen Zwecken. — Als die Russen durch den unüberstehlichen Druck der kampfkräftigen Armee aus der Gegend von Drohobycz und Strzyz zu fluchtartigem Rückzuge auf den Dnjestr gezwungen wurden, steckten sie vorher noch so viele der dort gelegenen Naphthagruben in Brand, als ihnen möglich war. Ungarische und deutsche Soldaten machten sich unverzüglich daran, den Brand zu löschen und zu verhindern, daß er auf andere Gruben übergriff. Die Menge des vernichteten Erdöls wird auf 80000 Tonnen geschätzt, und es wird geraumer Zeit bedürfen, ehe die Petroleumförderung wieder in vollem Betrieb sein wird. Das Naphthagebiet Galiziens ist das reichste in ganz Zentraleuropa. Es lieferte vor dem Kriege 15 Millionen Meterzentner Erdöl, und die Förderung kann noch gewaltig gesteigert werden.

Die „gestorbenen“ Soldaten. — Das wirksamste Verfahren der „Passauer Kunst“, um einen Soldaten gegen Hieb und Schuß fest zu machen, war das Einreiben mit einer geheimnisvoll hergestellten kühlenden Salbe, wodurch er zu einem „Gestorbenen“ wurde. Nicht nur die gemeine Soldateska, sondern auch die Offiziere waren im Dreißigjährigen Krieg von der Unverwundbarkeit der „Gestorbenen“ überzeugt. Man machte jedoch einige Einschränkungen. Das Mittel, so vortrefflich es sonst war, wirkte nicht auf den ganzen Körper, sondern ließ immer den einen oder anderen Teil schuplos. Der französische Marschall Bayepur berichtet von einem feindlichen Offizier, dem man sechs Degenstiche versetzte, ohne daß sie ihm schaden. Man warf diesen „Gestorbenen“ zu Boden, gab Schüsse auf ihn ab, aber die Kugeln konnten ihm nichts anhaben. Endlich holte ein Soldat einen Baumast aus einer benachbarten Mühle und schlug damit auf den Hintertopf des Gestorbenen. Diesen Schlägen erlag er, da der Hintertopf nicht fest war. Außerdem glaubte man noch, daß das Zaubermittel den Gestorbenen nur

gegen gewöhnliche Metalle, wie Blei, Eisen und Stahl, schütze, nicht aber, wenn sie entsprechend behandelt würden. Man konnte also dadurch die Unverwundbarkeit eines Gestorbenen aufheben. Zu diesem Zweck goß man in die Kugeln gepulverte Donnerkeile, Weizenkörner und Spieglanz hinein oder kühlte sie in giftigen Flüssigkeiten ab. Degenklingen wurden mit besonders zubereiteter Brotkruste an der Schneide kreuzweise überstrichen, wodurch sie, wie man annahm, in den Körper des Gestorbenen einzudringen vermochten. [Th. S.]

Das erste Papier aus Leinenlumpen. — Einer der ausgezeichnetsten „Schwabensprüche“ ist die Erfindung des Papiers aus Leinenlumpen, das zuerst von der Familie Holbein in Ravensburg hergestellt wurde. Die älteste Urkunde, die auf diesem Papier geschrieben steht, ist vom Jahre 1301 datiert. Das Wappen der Holbein zeigte einen Ochsenkopf, und dieses Sinnbild ist als Wasserzeichen in allen Papieren jener alten Ravensburger Papiermühle angebracht. Fuß und Schöffer gebrauchten dieses Papier zu ihren ersten Drucken. Auf manchen Bogen kommt auch eine Schnurte, Ratter oder Klapper vor, wie sie früher die Siechen oder Aussätzigen trugen, um jeden vor ihrer Nähe zu warnen. Dieses Symbol deutet auf das Holbeinsche Siechenhaus in Ravensburg hin, dem ein Anteil an den Papiermühlen am Klatterbach zustand. Von jener Papiermacherfamilie stammen die beiden Maler Holbein ab. [E. L.]

Das Alter der Würfel. — Schon in vorgeschichtlicher Zeit haben die Würfel den Menschen zur Unterhaltung gedient. In Böhmen hat man längliche Würfel zu mehreren Hunderten ausgegraben, die aus dem Anfang der Eisenzeit stammen. Ergänzt wird dieser Fund durch längliche Würfel, die man in den Ruinen Trojas auffand. Diese Würfel sind knöchern, und zwar wählte man für sie den vierkantigen Knochen aus dem Gelenk des Hinterfußes von Schafen, Kälbern und Ziegen aus. Infolge ihrer Form können die Knochenwürfel nur auf vier Seiten zu liegen kommen. Man hat sie noch sehr lange Zeit im alten Griechenland benützt und warf sie entweder mit der Hand oder aus besonderen Bechern. Die verschiedenen Würfel führten bestimmte Namen. Der schlechteste Wurf hieß in Griechenland der „Hund“. Andere Namen waren „Aphrodite“, „Midas“ und „Solon“.

Frühzeitig wurden die Knochenwürfel in Ton nachgebildet. In Ägypten geschah dies schon vor rund 3500 Jahren. Man bemerkt hier, wie die Gräberfunde in Theben zeigen, bereits sechsseitige Würfel, die mit Augen versehen waren.

In Rom blieb die Erinnerung an den ursprünglichen Knochenwürfel noch länger bestehen. So hatten die älteren Würfel, die Tali, nur vier Seiten, die die Zahlen 1, 3, 4, 6 trugen. Als schlechtester Wurf mit vier Würfeln galt der mit vier Einsern. Als bester Wurf wurde der gerechnet, bei dem die nach oben liegenden Seiten die Zahlen 1, 3, 4, 6 zeigten. Erst später kamen sechsseitige Würfel auf, deren Seiten von 1 bis 6 durchnummeriert waren. [Th. S.]

Rätsel.

Das Mädchen in dem Garten stand,
Die Mutter auch sich dort befand;
Ein Vogel in den grünen Zweigen
Lied in seiner Kunst sich zeigen.
„Mama,“ fragt drauf das Mädchenlein,
„Was mag das für ein Vogel sein,
Der uns wie jeden Tag auch heut
Mit seinem schönen Lied erfreut?“
„O, Kind, steh deinen Namen an.
Aus diesem man ihn finden kann,
Wenn eine wohlgeübte Hand
Im Wort verkleidet der Zeichen Stand.“

Auflösung folgt in Nr. 31.

Logogriph.

Ich bin ein rundes, kleines Ding,
Auch ist mein Wert nur ganz gering.
Doch geht mein viertes Zeichen hin,
Von großem Wert ich manchmal bin.
Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösungen von Nr. 29: des Homonymus: Strecke; des Rätsels: Axt.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Carl Theodor Senger in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Ein sarkastischer Mensch.



Gattin: Ich möchte gern recht lange leben. Ob ich wohl achtzig Jahre alt werde?

Gatte: Wenn du noch lange bei neunundzwanzig stehen bleibst — kaum.